

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

4. Der "große Einsame" (Die praktische Lebensbetätigung)

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2114](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2114)

einem echten Gefühle, eben doch einem unbeständigen und ohnmächtigen entsprungen war. Insofern vollendet sich denn auch in den selbstquälerischen Erfahrungen mit der Schwester seine Stellung zum Weibe als Kulturproblem. Was ihm, für sein eigenes Empfinden, mit ihr nicht gelungen ist, hat gleichwohl als die vornehmste Zweckbestimmung der Geschlechter zu gelten. Das Weib ist der bildsamste, ergebenste Stoff für den männlichen Schöpfertrieb, dank seiner angeborenen Weichheit und Empfänglichkeit. Es sei dem Manne untertan, aber freilich nicht um dem gierigen Genuße seiner Selbstsucht zu fröhnen, sondern um aus den Händen des Mannes als sein zarteres und reineres Ebenbild hervorzugehen. Das männliche Geschlechtszeichen, die Zeugungskraft, und das weibliche Geschlechtszeichen, die Fruchtbarkeit — diese beiden vom Animalischen ins Geistige hinübergezüchtet und emporgeläutert: das gilt Nietzsche für die eigentliche Grundlage der neuen europäischen Menschheit. Der Mann hat produktiv zu sein; das Höchste hingegen, wozu ein Weib es bringen kann, ist ein ernstes und dauerhaftes Verständnis für dieses männliche Vorrecht der Produktivität, sei es durch Anempfindung, sei es durch Nachahmung. Nietzsches Stellung zum Sexualproblem ist von der denkbar obersten Sittlichkeit; ich fasse es in den Spruch zusammen, der hoffentlich so richtig ist, daß ihn Zarathustra in den Mund nehmen dürfte: Ihr Männer, werdet nicht müde des Weibes; habt mir Geduld mit dem Weibe; dann wird es euer schönstes Geschöpf. Das Weib soll den Mann lieben, und der Mann soll die Dinge lieben.

Die Liebe zu den Dingen

4. Der „große Einsame“

(Die praktische Lebensbetätigung)



u den Errungenschaften unserer Zeit, auf die sie — und nicht ohne Recht — besonders stolz ist, gehört die fortschreitende Schulung und Ausbildung des Menschen in manueller und technischer Hinsicht. Auch der einzelne soll dadurch in den Stand gesetzt sein, mit den äußeren Schwierigkeiten des Lebens auf eine möglichst handliche Weise fertig zu werden. Die Erhöhung aller der Fertigkeiten, die in der Richtung einer möglichst praktischen Lebensbetätigung lagen, hatte unter allen Äußerungen des

Die notwendige
Not der
Einsamkeit

modernen Geistes weitaus am meisten Aussicht auf Nietzsches aufrichtige Sympathie. Man kann auch kaum sagen, daß er den Alltäglichkeiten des Lebens, soweit er selber sich damit abzufinden hatte, irgendwie unpraktisch gegenüberstand. Er verstand es mit wenig Geld zweckmäßig zu reisen, und wenn er sich in den eifrigen Maßnahmen zur Hebung seiner Gesundheit öfter vergriffen haben mag, so ist das irrtümlicher Einsicht und nicht praktischem Ungeschick zuzuschreiben. Dennoch verstößt er auf Schritt und Tritt gegen die Kunst der Realpolitik, deren Handhabung die Zeitgenossen Bismarcks auch der einzelnen Individualität als Vorzug nachrühmen. Und wieder kann man nicht sagen, es sei bei Nietzsches ängstliche Scheu eines mangelnden Selbstbewußtseins gewesen, die ihn so oft über die vor seiner Nase liegende Wirklichkeit stolpern ließ; er hatte nichts an sich von der sprichwörtlichen sächsischen Gutmütigkeitskomik; es kam ihm auch auf Rücksichtslosigkeiten durchaus nicht an, wenn er es für nötig hielt. Dennoch hat ihn die Realität am Gängelband reichlich genasführt, wie nur irgend einen Ideologen. Seiner „Enttäuschungen“ sind Legion. Er liebte die Einsamkeit wider Willen. Er hielt es nur in ihr aus, und doch war es ihm in ihr nicht wohl. Sonst hätte ihn nicht die Sehnsucht nach einem menschlichen Laut wenigstens auf Augenblicke zu solchen fast kriechenden Windungen und zur Opferung des letzten Restchens Stolz verleiten können. Seine oft unerträglichen Einsamkeitsqualen beweisen, daß er keine beschauliche Natur war, sondern eine soziale. Die Leidensgeschichte seiner menschlichen Beziehungen im letzten Viertel seines Schaffens verteilt sich auf seine Freundschaft und auf gelegentliche Auseinandersetzungen mit der literarischen Kritik.

Ist aber Nietzsches Fanatismus für den Schluß seines Werkes als etwas Notwendiges, wenn nicht Natürliches nachgewiesen, so gilt es, auch die krampfhafteste Ausgestaltung seiner Beziehung zu Personen in der letzten Schaffenszeit auf diese Ursache zurückzuführen. Das Ende alter Freundschaften ist aus seinem Fanatismus ebenso zu erklären, wie seine für den „großen Einsamen“ besonders auffallende Sucht, einen möglichst stolzen Stab von Berühmtheiten um sich zu sammeln. Mit Freunden konnte Nietzsche schlechthin nichts mehr anfangen; er war nur noch auf Adepts, auf Kreaturen aus. Nicht ohne weitgehende Verblendung gegen sich selbst und gegen die Natur der von ihm ins Auge gefaßten Beziehungen. Die Titelporträte zum dritten Brief

bande führen uns im leibhaftigen Bilde vor Augen, wonach Nietzsche der Sinn stand: er in der Mitte und um ihn herum, wie Trabanten um die Sonne, ein Areopag von guten und besten Europäern. Außer seinem Lehrer Friedrich Ritschl, der im November 1876 starb, nicht ohne daß eine jahrelange Verstimmung ihn von seinem Lieblingschüler entfremdet gehabt hätte, und Richard Wagner, fallen Nietzsches Anknüpfungen mit berühmten Zeitgenossen in die achtziger Jahre (Jakob Burckhardt insofern ausgenommen, als es ja bei ihm eine alte Bekanntschaft war; doch wurde sie erst durch Nietzsches letzte Schriften auf diejenige Probe gestellt, die sie nicht bestand). „Ich bin ein Einsiedler, Sie werden es wissen, und bekümmere mich nicht viel um Leser und um Gelesenwerden, doch hat es mir seit meinen zwanziger Jahren (ich bin jetzt dreiundvierzig) niemals an einzelnen ausgezeichneten und mir sehr zugetanen Lesern gefehlt (es waren immer alte Männer), darunter zum Beispiel Richard Wagner, der alte Hegelianer Bruno Bauer, mein verehrter Kollege Jakob Burckhardt und jener Schweizer Dichter, den ich für den einzigen lebenden deutschen Dichter halte, Gottfried Keller. Ich hätte eine große Freude daran, wenn ich auch den von mir am meisten verehrten Franzosen unter meinen Lesern hätte —“ so schreibt er an Hippolyte Taine 1887 und ebenso an Georg Brandes: „Ein paar Leser, die man bei sich selbst in Ehren hält und sonst keine Leser — so gehört es in der Tat zu meinen Wünschen. . . Um so glücklicher bin ich, daß zum satis sunt pauci mir die pauci nicht fehlen und nie gefehlt haben. Von den lebenden unter ihnen nenne ich meinen ausgezeichneten Freund Jakob Burckhardt, Hans von Bülow, H. Taine, den Schweizer Dichter Keller; von den Toten den alten Hegelianer Bruno Bauer und Richard Wagner. Es macht mir eine aufrichtige Freude, daß ein solcher guter Europäer und Kulturmissionär, wie Sie es sind, fürderhin unter sie gehören will; ich danke Ihnen von ganzem Herzen für diesen guten Willen.“ Und an Jakob Burckhardt: „Alle Welt hat mir über jenes Buch („Jenseits“) das gleiche gesagt: daß man nicht begreife, um was es sich handle, daß es so etwas sei wie „höherer Blödsinn“: zwei Leser ausgenommen, Sie selbst, hochverehrter Herr Professor, und andererseits einer Ihrer dankbarsten Verehrer in Frankreich, Mr. Taine. Verzeihung, wenn ich mir mitunter zum Troste sage: ich habe bis jetzt nur zwei Leser, aber solche Leser!“ (Briefe III, 191, 200, 273/74.) Es ist hier bei-

Nietzsche
als Mittelpunkt
berühmter
Freundschaften

zufügen, daß Nießsches Bewunderung für Taine wenigstens nach dem Urteil der heutigen französischen Geschichtsforschung als außerordentliche Überschätzung zu gelten hat⁵³, und was gar Gobineau betrifft, den Nießsche ebenfalls in die Zahl seiner Auserwählten aufgenommen hat mit der Klage, daß ihm Wagner sogar noch die wenigen wegnehme, auf die er wirken könnte (Biographie II, 869), so ist der Verfasser der Renaissance-dialoge nur in Deutschland berühmt geworden und zwar auch hier nur durch eine Propaganda der Bayreuther, während man doch gerade dort sich der Tatsache nicht hätte verschließen sollen, wieviel mehr ein ähnlicher Versuch in der Gattung des historischen Gesprächs, die Szenen „Helden und Welt“ des jungen Heinrich von Stein einer Massenverbreitung würdig gewesen wäre; in Frankreich ist Gobineau, als Orientalist und um seiner diplomatischen Wirksamkeit willen geschätzt, kein anerkannter Schriftsteller. Ferner ist von dem unzweifelhaften Verdienste, das sich Georg Brandes um Nießsche erworben hat, einschränkend zu sagen, daß für das Empfinden von Nießsches Freunden Brandes' Verständnis für Nießsche sich nicht auf der Höhe seines bewiesenen guten Willens zu halten vermochte.

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908
ist hier der Text gekürzt worden*

Seine Jünger-
hoffnung auf
Heinrich von Stein

Am klarsten und mit ergreifender Tragik offenbart sich Nießsches Sehnsucht von seinen Freunden weg nach Jüngern und Adepten in jenem herrlichen Nachgesang zu „Jenseits von Gut und Böse“, betitelt „Aus hohen Bergen“:

Oh Lebens Mittag! Feierliche Zeit!

Oh Sommergarten!

Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten: —

Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit,

Wo bleibt ihr, Freunde? Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!

— Da seid ihr, Freunde! — Weh, doch ich bin's nicht,

Zu dem ihr wolltet?

Ihr zögert, staunt — ach daß ihr lieber grolltet!

Ich — bin's nicht mehr? Vertauscht Hand, Schritt, Gesicht?

Und was ich bin, euch Freunden — bin ich's nicht?

— Ihr alten Freunde! Seht! Nun blickt ihr bleich,
 Voll Lieb' und Grausen!
 Nein, geht! Zürnt nicht! Hier — könntet ihr nicht hausen:
 Hier zwischen fernstem Eis- und Felsenreich —
 Hier muß man Jäger sein und gemengleich.

Nicht Freunde mehr, das sind — wie nenn' ich's doch? —
 Nur freunds-Gespenster!
 Das klopft mir wohl noch Nachts an Herz und Fenster,
 Das sieht mich an und spricht: „wir waren's doch?“ —
 — Oh welches Wort, das einst wie Rosen roch!

Oh Lebens Mittag! Zweite Jugendzeit!
 Oh Sommergarten!
 Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
 Der Freunde har' ich, Tag und Nacht bereit,
 Der neuen Freunde! Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!

Diese Verse sind ursprünglich an Heinrich von Stein gerichtet gewesen, zum Danke für einen unvergeßlichen Besuch Steins in Sils-Maria und einen Brief, in dem er Nietzsche seine Gesinnungen folgendermaßen kundgab (24. September 1884, Briefe III, 241): „Daß ich Ihnen nichts geben kann, was Sie nicht reicher und besser schon besäßen, ist ja ganz offenbar. Was also kann ich Ihnen bringen: treues herzliches Mitgehen und Verstehen. Und hiermit sei alles gesagt.“ Die Antwort auf die Verse war eine gewundene Absage, so daß Nietzsche schrieb: „Was hat mir Stein für einen dunklen Brief geschrieben! Und das als Antwort auf ein solches Gedicht! Es weiß niemand mehr, wie er sich benehmen soll.“ Über die Enttäuschung selbst und ihre Bedeutung für ihn schreibt er (Briefe III, 249): „Die Probleme, vor welche ich gestellt bin, scheinen mir von so radikaler Wichtigkeit, daß ich mich beinahe jedes Jahr ein paarmal zu der Einbildung verstieg, daß die geistigen Menschen, denen ich diese Probleme sichtbar machte, darüber ihre eigene Arbeit beiseite legen müssen, um sich einstweilen ganz meinen Angelegenheiten zu widmen. Das, was dann jedesmal geschah, war in so komischer und unheimlicher Weise das Gegenteil dessen, was ich erwartet hatte, daß ich alter Menschenkenner mich meiner selber zu schämen lernte und ich immer von neuem wieder in der Anfänger-Lehre umzulernen hatte, daß die Menschen ihre Gewohnheiten hunderttausendmal wichtiger nehmen, als selbst — ihren Vorteil.“

Daraufhin nahm er sein Gedicht wieder vor und schrieb darunter zu seiner Beruhigung und Stärkung:

„Treues herzliches Mitgehen und Verstehen“?

„Der Sehnsucht
säßer Schrei erstarb
im Munde“

Dies Lied ist aus, — der Sehnsucht süßer Schrei
Erstarb im Munde:

Ein Zauberer tat's, der Freund zur rechten Stunde,
Der Mittags-freund — nein! fragt nicht, wer es sei —
Um Mittag war's, da wurde Eins zu Zwei

Nun feiern wir, vereinten Sieg's gewiß,

Das Fest der Feste:

Freund Zarathustra kam, der Gast der Gäste!
Nun lacht die Welt, der grause Vorhang riß,
Die Hochzeit kam für Licht und Finsternis.

Was für ein himmelweiter Abstand von Gewisheit und Wirklichkeit tut sich da vor uns auf! Nietzsche schreibt denn auch an seine Freundin von Meysenbug kurz darauf (März 1885, Briefe III, S. 617): „Der arme Stein! Er hält Richard Wagner sogar für einen Philosophen! Warum rede ich davon? Es ist nur, daß ich Ihnen irgend ein Beispiel gebe. Es ist der Humor meiner Lage, daß ich verwechselt werde — mit dem ehemaligen Basler Professor Herrn Dr. Friedrich Nietzsche. Zum Teufel auch! Was geht mich dieser Herr an!“

Steins
Beziehungen zu
Gersdorff,
Dr. Rée und
Fräulein Solomé

Zweifelloos bedeutete diese Enttäuschung für Nietzsche den Zusammenbruch einer sehr großen Hoffnung und überdies einer von Freundeshand seit langem vorbereiteten. War es doch Dr. Rée gewesen, der den mit der Herausgabe der „Ideale des Materialismus“ beschäftigten erst zwanzigjährigen Heinrich von Stein, übrigens einen Verwandten von Gersdorff, mit Nietzsche in Beziehung zu bringen suchte; offenbar schon im Winter 1877/78. Rée hatte sich damals nur durch die schlechten Nachrichten von Nietzsches Gesundheit abhalten lassen, ihm Stein, als dieser nach Rom fuhr, bereits nach Basel zuzuschicken. Während seines Leipziger Aufenthaltes im Herbst 1882 versuchte von Stein, der sich eben in Halle habilitiert hatte, Nietzsche kennen zu lernen, traf ihn aber nicht zu Hause; doch bemühten sich beide durch den Austausch von Briefen und Drucksachen um innere Annäherung. Von Steins Ehrlichkeit gibt es einen Begriff, daß er Nietzsche ins Gesicht sagte, er habe von Zarathustra zwölf Sätze und nicht mehr verstanden, und im übrigen sein Lob in ungemein treffender Einschränkung dem Grundsinne und Grundwert des Zarathustra spendet (Briefe III 227): „Welcher Segen ruht auf diesem Buche, wenn es in einem einzigen die große Sehnsucht — und zugleich das: bleib der Erde treu! bestärkt.“ Zweierlei ist bei diesem Streben nach Freundschaft lehrreich; daß damals Stein

mit Rée und Fräulein Salomé eng befreundet war und daß er von Nießsches unheilbarer Entfremdung von Wagner keine Ahnung hatte. Nießsche schrieb ihm am 15. Oktober 1885 von Leipzig (Briefe III, 258/59): „Gestern sah ich Rées Buch über das Gewissen: — wie leer, wie langweilig, wie falsch! Man sollte doch nur von Dingen reden, worin man seine Erlebnisse hat. Ganz anders empfand ich bei dem Halb-Roman seiner Soeur inséparable Salomé, der mir scherzhafterweise zugleich vor die Augen kam. Alles formale daran ist mädchenhaft, weichlich, und in Hinsicht auf die Präntension, daß ein alter Mann hier als erzählend gedacht werden soll, geradezu komisch. Aber die Sache selber hat ihren Ernst, auch ihre Höhe; und wenn es gewiß nicht das Ewig-Weibliche ist, was dieses Mädchen hinanzieht, so ist es vielleicht das Ewig-Männliche. Ich vergaß zu sagen, wie hoch ich die schlichte, klare und beinahe antike Form des Réeschen Buches zu schmecken weiß. Dies ist der ‚philosophische Habitus‘. — Schade, daß nicht mehr ‚Inhalt‘ in einem solchen Habit steckt! Unter Deutschen aber ist es nicht genug zu ehren, wenn jemand in der Art, wie es R. immer getan hat, dem eigentlich deutschen Teufel, dem Genius oder Dämon der Unklarheit, abschwört.“

Für Nießsches Verhältnis zu Wagner beweist sein Nebeneinander vorbeigreifen mit Stein, wie sehr der alte Herzensbund zu einem dunkeln Spiel der Irrungen und Wirrungen geworden war. Stein schlug Nießsche ganz harmlos vor, er möchte sich doch brieflich an Erörterungen beteiligen, die er mit einigen Gleichgesinnten bei der Lektüre des Wagnerlexikons vornahm, und Frau Förster gesteht, daß auch sie, trotz allen Einweihungsversuchen der vorausgehenden Jahre, in diesem Ansinnen nicht das geringste Nießsches Sinn Zuwiderlaufende empfunden habe, als Heinrich von Stein bei einem Besuche im Frühjahr 1885 in Naumburg sich ihr anvertraute, und nur ein Mißverständnis in Nießsches Ablehnung zu sehen vermochte. So sehr hielt also Nießsche mit seiner wahren Meinung über Wagner vor allen andern außer vor sich selbst hinter dem Berge; war er ja doch auch dem Besuche in Bayreuth zur Aufführung des Parsifal, der sowohl seine Schwester als auch Fräulein Salomé, Overbecks und andere Freunde beigewohnt hatten, mehr unauffällig ausgewichen, als daß er sich rund heraus geweigert hätte, jemals wieder einen Fuß in das christlich gewordene Bayreuth zu setzen. Hinterher wissen wir

Nießsche
für Dritte noch
nicht erklärter
Gegner Wagners

Der 28. August
1884

nun, weil es Fräulein von Meyßenbug Nietzsche's Schwester wieder erzählt hat, daß Stein nach Sils-Maria geschickt worden war, um Nietzsche der Bayreuther Sache wieder zurückzugewinnen, aber von der persönlichen Begegnung mit dem ihm von Angesicht ja noch unbekannten Abtrünnigen voller Begeisterung nach Bayreuth schrieb und von dort ernstlich ermahnt wurde, Richard Wagner und Bayreuth treu zu bleiben (Briefe III, 251). Nietzsche's dithyrambischer Lockruf öffnete ihm die Augen für das Entwederoder, vor das er gestellt war, und er hielt zu Wagner, gewiß ohne irgend ein Gefühl von einem Treubruch gegen Nietzsche, da ja Nietzsche's Werk damals noch keine feststehende Kultursache war, noch kein Seiten- und Gegenstück zu Wagners Werk im öffentlichen Erfolgsfolge. So war diese schöne Welle in Nietzsche's Dasein verebbt, wie sie herangeflutet war, ohne einen bestimmten Gewinn gebracht zu haben, — ein heran- und zurückwogendes leidenschaftliches Gefühl. Und doch — etwas Unvergängliches blieb von dieser Anspannung zurück, in Nietzsche wie in Heinrich von Stein — das war die leuchtende, nie verblaßte Erinnerung an den zweiten Besuchstag Steins in Sils, den 28. August 1884. Stein notierte in seinem Tagebuche: „26. VIII. 84. Nach Sils, abends bei Nietzsche. Bejammernswerter Anblick. 27. Großartiger Eindruck seines freien Geistes, seiner Bildersprache. Schnee und Winterwind. Er bekommt Kopfschmerzen — abends Anblick seines Leidens. — 28. Er hat nicht geschlafen, ist aber frisch wie ein Jüngling. Welch sonniger, herrlicher Tag!“ — Nietzsche seinerseits gereichte Steins Besuch zu einem hochaufbrausenden Triumphgeföhle; er, der Einsiedler wurde sich da an einem auserwählten Objecte über die Herrschaft klar, mit der er die Herzen der Menschen zu meistern nicht nur etwa sich einbildete, sondern auch wirklich vermochte. Im Ecce homo schreibt er: „Das Instrument, es sei, welches es wolle, es sei so verstimmt, wie nur das Instrument ‚Mensch‘ verstimmt werden kann: — ich müßte krank sein, wenn es mir nicht gelingen sollte, ihm etwas Anhörbares abzugewinnen. Und wie oft habe ich das von den ‚Instrumenten‘ selber gehört, daß sie sich noch nie so gehört hätten. . . . Am schönsten vielleicht von jenem unverzeihlich jung gestorbenen Heinrich von Stein, der einmal, nach sorgsam eingeholter Erlaubnis, auf drei Tage in Sils-Maria erschien, jedermann erklärend, daß er nicht wegen des Engadins komme. Dieser ausgezeichnete Mensch, der mit dem ganzen Angestüm eines preußischen Junkers in den Wagner-

schen Sumpf hineingewatet war (und außerdem noch in den Dühringschen!), war diese drei Tage wie umgewandelt durch einen Sturmwind der Freiheit, gleich einem, der plötzlich in seine Höhe gehoben und Flügel bekommt. Ich sagte ihm immer, das mache die gute Luft hier oben, so gehe es jedem, man sei nicht umsonst 6000 Fuß über Bayreuth, — aber er wollte mir's nicht glauben.“ Auch hier wieder, kann man sagen, jenes zehnte Zehntel, in dem bei Nietzsche, dem Unglücksmenschen, alles Glück und Heil verdichtet war. Was ihm auch fehlschlagen mochte, — den Beweis hatte er unerschütterlich zurückbehalten, daß es die Menschen, auf die er mit seinen Gedanken rechnete, auch wirklich gab. Er durfte sich also ruhig sagen: es ist nur eine Frage der Zeit; ich habe mich nicht verrechnet: nur erbärmliche äußere Umstände sind schuld, daß sich diejenigen noch nicht zu mir hinfinden, für die ich da bin. In dem jungen Heinrich von Stein hatte ihm einen Tag lang ein deutscher Mann gegenüber gestanden, der ihm an Seelenanstand nichts nachgab, einer von den ganz wenigen Menschen, an deren Dasein er wirklich Freude hatte.

Unvergänglicher
Gewinn der
Begegnung mit
Stein



Auch die andern Enttäuschungen Nietzsches aus seiner letzten Zeit entbehren einer prinzipiellen Grundlage nicht und sind somit mehr als bloß individuelle Zufälligkeiten. Hatte dem Zustandekommen einer wirklichen Freundschaft mit Heinrich von Stein die Sache des Wagnertums im Wege gestanden, so ist es nicht von ungefähr, daß in der anhebenden Bekämpfung Nietzsches der Schweiz eine ganz besondere Rolle anheimgefallen ist und ihre begabtesten Schriftsteller als erste ihren ebenso saftigen als geschickten Widerspruch in Form einer Gesamtwürdigung, nicht als hohlen Nachwächterruf, erhoben haben. Nietzsche wuchtigste Schläge richteten sich bekanntlich gegen das normale Durchschnittsempfinden. Mit der demokratischen Gesinnungstüchtigkeit, mit dem Bewußtsein von der rechtlichen Ebenbürtigkeit aller Bürger hängt es nun zusammen, wenn Leute wie Gottfried Keller, Jakob Burckhardt, J. V. Widmann und Carl Spitteler Nietzsche für seine Überheblichkeiten mehr oder weniger derb, aber jedenfalls unmißverständlich in seine Schranken zurückgewiesen haben; keinerlei persönliche Vorbehalte haben diese Männer dazu bewegen können, dem schweizerischen Grundempfinden, das sich gegen einen konsequenten Individualismus immer aufbäumen wird, vollkom-

Die schweizerische
Kritik an Nietzsche

men abzuschwören. Sie fühlten sich, jeder in seiner Weise, durch Niehsche unwillkürlich in ihrer hintersten Daseinsvoraussetzung, in ihrer volksgenössischen Stammeseigenschaft angegriffen, und so wehren sie sich denn alle vier unverblümt und handgreiflich wie gegen eine Beleidigung, und jeder von ihnen so, wie es sich gerade ihm am besten schickte, sich in einer Not zur Wehr zu setzen: Gottfried Keller wurde sacksiedegrob, Jakob Burckhardt spielte ein tödliches Verstecken, Widmann lieferte ein Kabinettstück der ihm eigenen honetten Malice und Spitteler, der Niehsche nächst Verwandte, versing sich in einem wunderlichen Netze von ebensoviel begeisterten Huldigungen, als zerzausendem Tadel.

Gottfried Kellers
„Briefwechsel“
mit Niehsche

Was Gottfried Keller anbelangt, so hat ihm ja Niehsche durch eine geradezu treuherzige Zutunlichkeit Gelegenheit gegeben, gegen ihn korrekt und freundlich zu sein. Dennoch — wenigstens empfand Overbeck so —: hat wohl je ein Menschenpaar kälter, eifriger miteinander verkehrt? Von Kellers Seite fehlt jede Spur einer sich wirklich erwärmenden Gesinnung und auch nur eines Wortes darüber, was er bei der bevorstehenden Begegnung mit Niehsche für oder gegen ihn auf dem Herzen hatte. Ein Zettel, bedeckt mit einem Dutzend Zeilen von Kellers Hand, davor und dahinter zwei bis drei Zettel gleichen Umfanges von Niehsches Hand — und das nennt sich nun Briefwechsel zwischen Friedrich Niehsche und Gottfried Keller! (Briefe III, S. 207—217.) Keller soll sich gegen Niehsche „etwas beschämt ausgesprochen haben, wie falsch er ihn im Anfang beurteilt habe“; irgend ein Zeugnis, wie und wo, liegt nicht vor. Niehsche hat jenes erst durch Baechtold veröffentlichte Briefstück an Emil Kuh vom 18. November 1873 ja nie zu Gesicht bekommen; er mochte jedoch spüren, hier stoße er auf Eindrücke, von denen er sich doch nie werde erholen können, und so ließ auch er es gegen Keller bei einigen inhaltsarmen stilistischen Präziositäten bewenden, mit denen er sich und andere über aufsteigende Verlegenheiten hinwegzubringen pflegte. Kellers Urteil über die erste Unzeitgemäße Betrachtung war gewiß ungerecht, aber eben doch echt empfunden. Es lautete: „Das knäbische Pamphlet des Herrn Niehsche gegen Strauß habe ich auch zu lesen begonnen, bringe es aber kaum zu Ende wegen des gar zu monotonen Schimpfstils ohne alle positiven Leistungen und Vasen. Niehsche soll ein junger Professor von kaum sechsundzwanzig Jahren sein, Schüler von Ritschl in Leipzig und Philologe, den aber eine gewisse Großmannsucht treibt, auf anderen Ge-

„Das knäbische
Pamphlet des
Herrn Niehsche
gegen Strauß“

bieten Aufsehen zu erregen. Sonst nicht unbegabt, sei er durch Wagner-Schopenhauerei verrannt und treibe in Basel mit ein paar Gleichverrannnten einen eigenen Kultus. Mit der Straußbroschüre will er ohne Zweifel sich mit einem Coup ins allgemeine Gerede bringen, da ihm der stille Schulmeisterberuf zu langweilig und langsam ist. — Es dürfte also zu erwägen sein, ob man einem Spekulierburschen dieser Art nicht noch einen Dienst leistet, wenn man sich stark mit ihm beschäftigt. Doch werden Sie wohl am besten selbst das Bedürfnis hierfür beurteilen. Ich halte den Mann für einen Erz- und Kardinalphilister; denn nur solche pflegen in der Jugend so mit den Hufen auszuschlagen und sich für etwas anderes als für Philister zu halten, gerade weil dieses Wähnen etwas so Gewöhnliches ist.“ Die Werke, die Keller von Nietzsche geschenkt bekam, doch wohl „Fröhliche Wissenschaft“, „Zarathustra I—III“ und „Jenseits von Gut und Böse“ mögen ihn nun allerdings gelehrt haben, daß es mit dem „Erz- und Kardinalphilister“ nichts war, und er mag im Herzen seinen Irrtum Nietzsche aufrichtig abgebeten haben. Ob er aber auch nur durch eine Seite bei Nietzsche sich davon hat abbringen lassen, auch den „Spekulierburschen“ insgeheim zurückzunehmen? Ihm, der Spittlers „Epimetheus“ in zweimaliger Lesung ehrlich auf den Grund zu kommen suchte, muß Nietzsche im „Zarathustra“ nicht zwingend nahegetreten sein, wenn Keller so sich jeder Äußerung über den empfungenen Eindruck gegen Nietzsche selbst oder in einem seiner Briefe an andere zu enthalten vermochte. Das schließt nicht aus, daß Keller Nietzsche gründlich gelesen und in einem wichtigen Punkt, im Rassenproblem, sich sogar von ihm hat anregen lassen. Das Talent ist immer aristokratisch, und bereits im ersten Seldwylerbände leuchtet uns eine schlichte Bürgerin, Frau Regula Amrein, als vollkommenes Rassenweib entgegen. Bei der Lektüre von „Jenseits von Gut und Böse“, von der Nietzsche nur eine formale Wirkung auf Keller zu hoffen wagte (Briefe III, 217), ist Keller wahrscheinlich doch auch für den Inhalt nicht unempfänglich gewesen. Fräulein von Salis weist (S. 50) auf die Materialien zu Martin Salander hin, wo sich folgende, allerdings beinahe verräterischen Aufzeichnungen finden: „Prinzip der Rasse. Die Güte und Schlechtigkeit, die Noblesse und Gemeinheit der Personen ist Frage der feineren oder gröberen Rasse.“ — „Erziehungsfrage. Wie können Leute sozial und sittlich erziehen, die selbst nicht erzogen sind? Aristokratie“

Kellers Interesse
am
Rassenproblem

fratie (natürliche der Erzogenen).“ Vielleicht hat Keller also in seinen letzten Jahren für Nietzsche geradezu schmeichelhaft empfunden; aber er hat sich gehütet, etwas davon verlauten zu lassen.

Mit Burckhardt stand es anders. Er hat sich geäußert. Es sind sechs Briefe von ihm bekannt, die sich zeitlich auf zwölf Jahre verteilen — auf zwei Jahre fällt durchschnittlich ein Brief. Sie punktieren unmißverständlich die Kurve seines Mißfallens an Nietzsche. Jedesmal weiß er sowohl seinen Dank als seine Vorbehalte nach dem Stärkegrade der vorhandenen Empfindung zu nuancieren, um doch nur die vorhandene Abneigung höflich zu verschleiern. Seine Ausflüchte sind alles andere als platt und unehrlich und sind doch eben Ausflüchte. Zu der zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung, deren berufenster Beurteiler Burckhardt hätte sein sollen, schützte er eigenes Unvermögen vor: „Vor allem ist mein armer Kopf gar nie imstande gewesen, über die letzten Gründe, Ziele und Wünschbarkeiten der geschichtlichen Wissenschaft auch nur von ferne so gut zu reflektieren, wie Sie dieses vermögen. . . . In meinen vorgerückten Jahren ist dem Himmel zu danken, wenn man nur für diejenige Anstalt, welcher man in concreto angehört, ungefähr eine Richtschnur des Unterrichts gefunden hat.“ Beim Empfang der „Vermischten Meinungen und Sprüche“ bekennt er sich, gegen Nietzsche gehalten, als rückschrittlich oder doch zurückgeblieben: „In den Tempel des eigentlichen Denkens bin ich bekanntlich nie eingedrungen, sondern habe mich zeitlebens in Hof und Hallen des Peribolos ergötzt, wo das Bildliche im weitesten Sinne des Wortes regiert. Und nun ist in Ihrem Buche gerade auch für so nachlässige Pilger, wie ich bin, nach allen Seiten hin auf das reichlichste gesorgt. Wo ich aber nicht hinkommen kann, sehe ich mit einer Mischung von Furcht und Vergnügen zu, wie sicher Sie auf den schwindelnden Felsgraten herumwandeln, und suche mir ein Bild von dem zu machen, was Sie in der Tiefe und Weite sehen müssen.“ In seinem Dank für die „Morgenröte“ variierte er diesen selben Gedanken: „Zwar manches darin ist mir allerdings, wie Sie errieten, wider den Strich, aber mein Strich braucht ja nicht der einzig wahre zu sein. . . . Für den kapitalen Abschnitt über die sog. klassische Erziehung werden Sie viele Mitempfindende haben. In den übrigen Partien des Buches sehe ich als alter Mann mit einigem Schwindel zu, wie Sie schwindelfrei auf den höchsten Gebirgsgraten sich herumbewegen. Vermutlich wird sich im Tal

ganz allgemach eine Gemeinde sammeln und anwachsen, welche allermindestens sich an diesen Anblick des kühnen Gratwandlers attachiert." In der „fröhlichen Wissenschaft“ sodann las Burckhardt (Aph. 325) Nietzsches Rezept über das, „was zur Größe gehört“: die Kraft und der Wille, große Schmerzen zuzufügen; das Leidenkönnen sei das wenigste, darin seien schwache Frauen und selbst Sklaven oft Meister. „Aber nicht an innerer Not und Unsicherheit zugrunde gehen, wenn man großes Leid zufügt und den Schrei dieses Leides hört — das ist groß, das gehört zur Größe.“ Bei der Lektüre dieser Worte mag es Burckhardt zum erstenmal vor Nietzsche wirklich unheimlich geworden sein, obwohl er ihm verspricht, er lasse sich durch diese „Anlage zu eventueller Tyrannei nicht irre machen“. Dabei noch „das erfrischende Gefühl der Bewunderung dieses ungeheuren, gleichsam komprimierten Reichtums“ und das ehrliche Eingeständnis, „wie gut man es in unserer Wissenschaft haben könnte, wenn man vermöchte, mit Ihrem Blicke zu schauen. . . . Was mir immer von neuem zu schaffen gibt, ist die Frage: was es wohl absehen würde, wenn Sie Geschichte dozierten? . . . Wie hübsch käme vieles — im Gegensatz zum jetzigen consensus populorum, auf den Kopf zu stehen!“ Beim Zarathustra ist es auch mit der bisherigen partiellen Zustimmung zu Ende; nur besaß eben Burckhardt so sehr Lebenskunst, gerade ihm Widerstrebendes erst recht zu genießen; dank dieser Fähigkeit hat er die „Zeit Konstantins“ und die „Kultur der Renaissance“ geschrieben, und so konnte er denn auch ohne Verstellung von Zarathustra schreiben: „Für mich ist ein ganz eigentümlicher Genuß dabei, jemanden auf so hoch über mir befindlicher Warte ausrufen zu hören, welche Horizonte und welche Tiefen er sieht. Ich erfahre dabei, wie oberflächlich ich zeitlebens gewesen bin und bei meiner Art von relativer Emsigkeit auch wohl bleiben werde, denn in meinen Jahren ändert man sich nicht mehr, höchstens wird man älter und schwächer.“ Nach dem Renaissancebuche „Jenseits von Gut und Böse“ unterläßt Burckhardt in der bisherigen Anrede: „Verehrtester Herr und Freund“ das Prädikat der Freundschaft und verschärft die bisher schon genügend bezeichnete Grenzfurche zwischen seinem „alten blöden Kopf“ und Nietzsches philosophischer Schrankenlosigkeit. Auf die Zusendung der „Genealogie“ dankte er nicht mehr mit einem Briefe und auf diejenige des „Fall Wagner“ gar nicht, trotzdem Nietzsche die begleitende Zuschrift mit den Worten

„Anlage zu eventueller Tyrannei“

Burckhardts Ablehnung entschieden seit dem „Jenseits“

geschlossen hatte: „Ein einziges Wort von Ihnen würde mich glücklich machen.“ (Briefe III, S. 171, 174, 180, 182, 185, 188.)

J. V. Widmanns
Feuilleton im
„Bund“ 1886

Keller so gut wie Burckhardt mögen sich gesagt haben: Wir sind nicht Journalisten, kein Mensch kann uns zwingen Farbe zu bekennen; wir brauchen es doch nicht aller Welt auf die Nase zu binden, daß wir uns aus Nietzsche nichts machen. Bei J. V. Widmann dagegen kam die Berufspflicht des Rezensenten hinzu, und diese wies ihn an, mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge zu halten, sondern dem Alltags- und Durchschnittspublikum der Zeitungsleser besonders deutlich zu machen, was es mit diesem Mann auf sich habe. „Professor Nietzsche sagt diese Dinge viel feiner — mit hundert geistreichen Wendungen und Blendungen: er muß entschuldigen, daß, wenn eine Tageszeitung von seinem Buche, das ihr zugesandt worden, Notiz nehmen soll, die Sprache alltäglicher und plumper tönt, dafür deutlicher für jedermann,“ — so sagte sich Widmann. Seine Anzeige des „Jenseits von Gut und Böse“ erschien am 16. und 17. September 1886 im Feuilleton des „Bund“. Das eigentliche Gepräge drückt dem Artikel das Motto auf, das ihm vorgesetzt ist. Aus der um jene Zeit erschienenen Übersetzung von F. M. Dostojewskis Roman „Junger Nachwuchs“ wird eine Stelle zitiert, wo von einem jungen Tunichtgut die Rede ist; — einem Dekadent, der sich vornahm, „wenn er einmal reich würde, sollte es sein Genußreichstes werden, Hunde mit Brot und Fleisch zu füttern, während die Kinder der Armen vor Hunger stürben — und wenn es den Armen an Holz mangelte, den ganzen Vorrat eines Holzhofes aufzukaufen, auf freiem Felde aufstapeln und dort verbrennen zu lassen. Das war sein Gefühl! Nun sagen Sie, welche Antwort müßte ich diesem Vollblutschuft auf die Frage geben, warum er durchaus anständig sein sollte?“ Durch eine derartige Parole wird Nietzsche zwar verblümt, aber mit ausreichender Deutlichkeit in die Reihen der Minderwertigen einrangiert und Menschen beigezählt, die an einem moralischen Defekt leiden. Widmann geht sehr schonend vor; er erinnert an Pythagoras, von dem das Wort erhalten sei: „Man muß nicht schuld sein, daß sich die menschlichen Mühen verringern, und wohl helfen, eine Bürde aufladen, aber nicht sie abnehmen.“ Für die Wiederholung einer solchen Theorie sei unsere Zeit so empfänglich, wie nur möglich. Gerade darin aber liege der Wert solcher origineller Gedanken: „Ein so mutiger und kräftiger

Der Vollblutschuft
bei Dostojewski

Schwimmer gegen den Strom ist an und für sich eine angenehme Erscheinung. In ihrem tiefsten Grunde verstehen wir sie jedoch aus dem durch und durch künstlerisch=dichterischen Naturell dieses einsamen Philosophen. . . . Wohl ist in allen diesen Ausfällen ein Körnchen berechtigter Polemik, aber noch vielmehr eingeschlossene Studierstubenluft, zu wenig Sonnenschein des wirklichen Taglebens.“ Jedenfalls habe dieser Vernichter aller landläufigen Tugend eine Tugend am Leben gelassen, von der auch die freien Geister nicht loskämen: die Redlichkeit. „Diese Redlichkeit hat er wahrlich genugsam bewiesen durch dieses Buch, das noch vor zwei Jahrhunderten den Autor unfehlbar aufs Schaffot würde gebracht haben.“ Nietzsche selbst hat — zu seiner eigenen und Widmanns Ehre sei es gesagt — von diesem Artikel nicht gering zu denken vermocht. Er machte seine nächsten Freunde durch eigenhändige Auszüge mit dem Inhalt bekannt. Er sprach von dem „furchtbar ernststen Aufsatz“ (Deussen S. 90) und schrieb an Malvida von Meysenbug am 24. September 1886 (Briefe III, S. 620): „Überschrift: Nietzsches gefährliches Buch“ und gibt dann die Anfangspartie im Wortlaut wieder: „Jene Dynamitvorräte, die beim Bau der Gotthardbahn verwendet wurden, führten die schwarze, auf Todesgefahr deutende Warnungsflagge. — Ganz nur in diesem Sinne sprechen wir von dem neuen Buche des Philosophen Nietzsche als von einem gefährlichen Buche. Wir legen in diese Bezeichnung keine Spur von Tadel gegen den Autor und sein Werk, so wenig als jene schwarze Flagge jenen Sprengstoff tadeln sollte. Noch weniger könnte es uns einfallen, den einsamen Denker durch den Hinweis auf die Gefährlichkeit seines Buchs den Kanzelrabben und Altarfrähen auszuliefern. Der geistige Sprengstoff, wie der materielle, kann einem sehr nützlichen Werke dienen: es ist nicht notwendig, daß er zu verbrecherischen Zwecken mißbraucht werde. Nur tut man gut, wo solcher Stoff lagert, es deutlich zu sagen ‚Hier liegt Dynamit!‘ — Nietzsche ist der erste, der einen neuen Ausweg weiß, aber einen so furchtbaren, daß man ordentlich erschrickt, wenn man ihn den einsamen, bisher unbetretenen Pfad wandeln sieht!“ In einer so klugen und durchdachten Ablehnung war so viel indirektes, unfreiwilliges Verständnis enthalten, daß Nietzsche, totgeschwiegen wie er sonst so ziemlich war, sich tatsächlich in Zwiespalt mit sich befunden zu haben scheint, ob am Ende sein Ruhm nicht mit einer derartigen Exekution seinen Ausgang nehmen könnte. Der Artikel hat ihn

„Nietzsches
gefährliches Buch“

„Hier liegt
Dynamit!“

in große Aufregung versetzt, wohl weniger um der Absage willen, mit der das Publikum vor ihm gewarnt wurde, als wegen der Verdeutlichung, mit der ihm nun auf einmal seine Einsiedlergedanken in einem vorgehaltenen Spiegel unverkennbar und doch unheimlich neu vor Augen traten. Sah er in einen Hohlspiegel, oder war dieser verzerrte Charakter wirklich die ursprüngliche Eigenschaft seiner Schöpfung?

Carl Spitteler im
Sonntagsblatt
des „Bund“ 1888

Mit Spitteler verhielt es sich gerade umgekehrt. Hatte Widmann sich bemüht, nach Kräften gerecht zu sein, und war dabei doch kühl und unberührt geblieben, so suchte Spitteler die unwillkürlich mitschwingende Sympathie durch eine desto strengere Kritik zu bändigen⁵⁴. In dem von uns schon mehrfach benützten Artikel im Sonntagsblatt des „Bund“ vom 1. Januar 1888 findet sich wohl die erste öffentliche Überschau über Nietzsches Gesamtwerk. Sie ist als solche ungenügend und gesteht sich das selbst ein; aber im Umfange eines Feuilletons ist das Mögliche gesagt und gegeben. Spitteler faßt seine Aufgabe an den Wurzeln, indem er sie sich so stellt: was ist dieser zwischen Ästhetik und Moralkritik geistreich balancierende Schriftsteller nun eigentlich und im letzten Grunde? Mehr Dichter oder mehr Denker? Die Antwort lautet: trotz Zarathustra und in diesem erst recht — mehr Denker! Zur Würdigung des Denkers Nietzsche mochte sich Spitteler indessen weniger berufen fühlen, und so legte er denn das Schwergewicht seines Urteils in die Prüfung des Stilisten Nietzsche. Nietzsche hat sich dagegen verwahrt, nach feststehenden Stilprinzipien gemessen zu werden und beweist gerade in dieser Einsprache gegen Spitteler seinen Willen zum Impressionismus (Biographie II, 677): „Es fehlt nicht an Übereilungen, es verrät sich, daß er diese Bücher zum erstenmal gelesen hat (— ich könnte vielleicht beweisen, daß er ganze große Partien gar nicht gelesen hat). Auch glaubt er an etwas, woran ich nicht glaube, an einen alleinseligmachenden Stil: mir umgekehrt scheint die Absicht einer Schrift erst das Gesetz ihres Stils zu bestimmen. Ich verlange, daß man fähig ist, wenn diese Absicht sich ändert, auch das gesamte Prozedurensystem seines Stils neu zu organisieren; das habe ich z. B. im ‚Jenseits‘ getan, dessen Stil meinem früheren Stile nicht mehr ähnlich sieht; das habe ich nochmals in der letzten Streitschrift getan, wo ein allegro feroce und der Leidenschaft an Stelle der raffinierten Neutralität und zögernden Vorwärtsbewegung des ‚Jenseits‘ getreten ist. Ich bin viel mehr Artist, als Herr Spitteler es glauben

machen möchte.“ Nichtsdestoweniger setzte Nietzsche das Zeitungsblatt mit Spittlers Kritik bei den Freunden in Umlauf.

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908
ist hier der Text gekürzt worden*

Spittlers „gute
Witterung für
feinesse und
dynamische
Qualitäten“

Wie bejahend und enthusiastisch Spittler im Grunde damals zu Nietzsche stand, sollte erst hervorgehen aus seiner Besprechung des „Fall Wagner“ im „Bund“ vom 8. November 1888; dort heißt es wörtlich: „Da gibt es weder ein Abspringen des Gedankens, noch ein Verweilen bei Einzelheiten, alles ist grundlegend und grundstürzend — einschneidend und heilend. . . . Wer möchte sich überhaupt Nietzsche zahm und schüchtern wünschen? Liegt doch seine Bedeutung nicht zum wenigsten in seinem gewaltigen Denkermute, der uns um so teurer wird, je mehr Achselklappen anderswo die Gedanken tragen und je eifriger sich der deutsche Geist die Individualität zu verlernen Mühe gibt! Was zu allen Zeiten ein seltener und kostbarer Schatz gewesen, nämlich Mannesmut in bürgerlichen und in geistigen Dingen, bedeutet heutzutage eine unbezahlbare, unersehbare Rarität. Wäre der Staat etwas großzügiger, so müßte er dergleichen in das Museum aufnehmen und heilig hüten. . . . Das Entscheidende bleibt der Umstand, daß sechs Denker wie Nietzsche eine Nation weiter fördern würden, als Myriaden von Gelehrten und von Philosophen das während eines ganzen Jahrhunderts vermögen.“ Nietzsche hat diese Huldigung Spittlers noch zu Gesicht bekommen, kurz vor seinem Zusammenbruch, und darin eines jener in der Tat untrüglichen Anzeichen gesehen, mit denen sich ihm sein nahender Ruhm im voraus zu erkennen gab. — Aus Gründen der Vollständigkeit ist noch zu erwähnen, daß von Schweizern, die zur Bekanntwerdung Nietzsches ihr Teil beigetragen haben, Heinrich Welti durch eine verständige Rezension des „Jenseits von Gut und Böse“ Nietzsche erfreut — darauf ist wohl Nietzsches Bemerkung an Fräulein von Salis (S. 39 ihres Buches) zu beziehen: „ein lebenswürdiges clair-obscur von Verehrung“ — und daß im Jahre 1894 sein Bonner Mitschüler Théophile Droz, nachmals Professor am eidgenössischen Polytechnikum, ihm ein sympathisches Denkmal gesetzt hat (Semaine littéraire, erste Novembernummer 1894). Nietzsches Werk wird da als heilsames Stimulans gegen die überhandnehmende Willenschlaffheit und

Heinrich Welti
und
Théophile Droz

gegen die erdrückende Übermacht der persönlichkeitsfeindlichen Masseninstinkte aufgefaßt.

Paul Lanzky
und Nietzsche



Auf der Suche nach Adepten und Jüngern, die er seit der Zarathustra-Zeit mit ängstlicher Scheu betrieb, begegnete ihm ein Deutsch-Italiener, Paul Lanzky. Wiewohl bereits der Mitte der Dreißig sich nähernd, also nicht mehr ganz jung, gab er sich gleich Nietzsche als Enthusiasten zu erkennen und redete ihn, was diesem zum erstenmal passierte, von sich aus als Meister an. Die Grundlage zu einer Jüngerschaft war damit gegeben; auch war Lanzky in ähnlicher Weise leidend wie Nietzsche und hegte schriftstellerische Ambitionen, jedoch ganz anspruchslos und im geheimen, so daß auch darin eine günstige Berührung zu erblicken wäre. Zudem gewährte er Nietzsche während seiner Nizzaer Winter einen angenehmen Umgang besonders dadurch, daß er gegen geistige Zurechtweisungen nie empfindlich war und durch die dankbare und natürliche Art, mit der er sie hinnahm, Nietzsche mehr als einmal überraschte. Da Lanzky überdies außer seinem sympathischen Wesen, seiner Begabung und seinem guten Willen noch in unabhängigen Verhältnissen lebte und Aussicht bestand, er könne für Nietzsche einmal werden, was zehn Jahre früher von Gersdorff als künftiger Gutsherr ihm hatte werden wollen, endlich Lanzkys Besizung gar noch in dem fast tausend Meter hohen mittelitalienischen Kurorte Vallombrosa gelegen war, lagen diesmal die Bedingungen zum Zustandekommen einer dauerhaften Jüngerschaft für menschliches Ermessen geradezu ideal. Nietzsche selbst konnte sich diesem Eindruck nicht verschließen; denn er suchte, was er sonst selten tat, diesmal die Schuld, weshalb es doch nichts wurde, bei sich selbst. Er sagte sich vor frühestens fünf Jahren, ehe er mit dem Umwertungswerke aus dem größten heraus sei, fehle seinerseits die Möglichkeit, sich Jünger heranzuziehen. Dies war nur zu wahr. Wer sich aus lebendigen Menschen Gefäße und Träger seiner Gedanken formen will, muß sich vor allen Dingen über deren Beschaffenheit volle Gewißheit verschaffen und muß zu diesem Zwecke nach der Seele des andern unablässig hinüberhören, bis er sich in ihr genügend auskennt, um ihr Inhalt und Richtung zu geben. Nietzsche war aber viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt und eigentlich mit der weiten Welt immer nur, insofern sie in seinem eigenen Innern bereits ein Echo gefunden hatte.

Pläne mit
Vallombrosa

Daß ein künftiger Jünger die dauerhaftesten Dienste ihm dann leisten würde, wenn er von Natur aus möglichst gegensätzlich geartet und durch die Macht des Meisters von möglichst weit her zu dessen Arbeit hinübergezwungen würde, scheint er sich nicht gesagt zu haben; auch den ersten naiven und unbeholfenen Äußerungen des Enthusiasmus vermochte er nicht in überlegener Weise zu wehren; beinahe barsch verbot er sowohl Lanzky als auch schon früher Dr. Paneth, über ihn zu schreiben, als sie ihm die ersten Proben ihres bereitwilligen Interesses vorlegten. Er machte die Entscheidung immer gleich von dem Resultat einiger vor schnell und hastig vorgenommenen Stichproben abhängig, während doch die Erziehung zur Jüngerschaft nur von Erfolg begleitet sein konnte, wenn sie von langer Hand vorbereitet war. Einer sanguinisch emporrauschenden Hoffnung folgte die Enttäuschung auf dem Fuße; eine an sich belanglose Lücke wurde gleich zur Kluft aufgespalten und pathetisch ein unüberbrückbarer Abstand markiert. So war es bei Deussen und Komundt der Fall gewesen, und er hatte seitdem nicht umgelernt, obwohl er inzwischen der große Einsame geworden war. Wohl wird Lanzky gelegentlich an der Spitze seiner Nachempfänger genannt — z. B. von Richard M. Meyer in seiner Literaturgeschichte (S. 733 der 1. Aufl.); seine eigenen Publikationen klingen zum Teil schon in den Titeln an Nietzsche'sche Prägungen und Lieblingsbegriffe an: „Abendröte“ (1897), „Auf Dionysospfaden“ (1895), „Aphorismen eines Einsiedlers“ (1897), „Amor fati“ (1904), — welch letztere Gedichtsammlung den „Manen Nietzsches“ gewidmet ist. Zu einer Verflechtung mit Nietzsche's Schicksal ist es aber nicht gekommen; es blieb bei der Anregung. Nietzsche's heiß ersehnter Adept hat auch Lanzky nicht werden können, und gewiß nicht zum wenigsten darum, weil Nietzsche noch nicht bereit war, Meister zu sein.

Nun gilt in neuester Zeit Heinrich Köselitz, alias Peter Gast, aus Annaberg in Sachsen für den einzigen wirklichen Freund und Jünger Nietzsche's. Seine außerordentliche Veranlagung zu diesem Ehrenglad werden aufmerksame Leser dieses Buches am allerwenigsten in Abrede stellen. Eine merkwürdige Mischung von künstlerischen und gelehrten Anlagen verbunden mit den seelischen Fähigkeiten treuer Gesinnung und hingebender Anhänglichkeit statteten ihn auf das glücklichste zu einem Beistand für Nietzsche aus. Es wäre auch durchaus verfrüht, von seinen Verdiensten um Nietzsche ein abschließendes Bild gewinnen zu wollen,

Nietzsche
zum Meister
noch nicht reif

ehe die Briefe Nietzsches an ihn und die Briefe Nietzsches an Overbeck öffentlich vorliegen. Bis dahin gibt sein Heroldstalent, sich und andere für Nietzsche zu enthusiasieren, seiner Physiognomie ihr vorläufiges Gepräge. Gründe der Wahrhaftigkeit fordern indessen bei der ausgesprochen feindseligen Stellung, die Peter Gast im öffentlichen Kampfe um Overbecks guten Namen neuestens einnimmt, auch Seiten und Eigenschaften seines Charakters aufzudecken, die den Wert seiner Jüngerschaft für Nietzsche beschränken mußten. Gasts Wesen litt immer schon an einer empfindlichen Unausgeglichenheit von blinder Unterwürfigkeit und eigentköpfigem Selbstbewußtsein. Er besaß die Unbelehrbarkeit der Autodidakten, gemischt mit der Unsicherheit des vielseitig Belesenen, der auf stichhaltige Einwände immer gleich seine Unmaßgeblichkeit vorschützt. So hat er zum Beispiel gegen Overbeck Ansichten über religionskritische Fragen stets nur mit allen schuldigen Vorbehalten laut werden lassen, dagegen an dieselbe Adresse gelegentlich zu verstehen gegeben, daß er z. B. auf dem Gebiete der Biologie für voll genommen zu werden wünsche. Seine Äußerungen und Urteile gaben sich stets als meistens sehr glückliche Schöpfungen einer momentanen Eingebung, nicht aber als zusammenhängende Glieder einer Gesamtauffassung. Auch klagte er gelegentlich über sein eigenes unzuverlässiges Gedächtnis. Sein leidenschaftlich aufbrausendes Urteil, das ihm in Basel eine offizielle Rüge der Universitätsbehörde eingetragen hatte, ließ ihn zehn Jahre später Nietzsche gegen Spitteler aufstiften, so daß ihm noch heute J. V. Widmann die Verantwortung für die zwischen den beiden Schriftstellern entstandene persönliche Spannung zuschiebt (in einer Besprechung des „Bund“ über die diesen Zwischenfall betreffende Briefpublikation im „Morgen“ 1907, 488—493). Nietzsche hat an diesen Eigenschaften seines Adepts zu tragen gehabt. Es entspricht dem Sachverhalt in keiner Weise, wenn nun hinterher geltend gemacht wird, Gast sei von Nietzsche seinen früheren und eigentlichen Freunden ebenbürtig empfunden worden. Im Gegenteil hat Nietzsche in Augenblicken der Mißstimmung nicht verschwiegen, einen wie großen Verzicht der Umgang mit seinem Amanuensis gerade seinen freundschaftlichen Bedürfnissen, die ältere Erfahrungen in ihm verwöhnend groß gezogen hätten, auferlege. Auch die Begegnung mit Heinrich von Stein führte ihm in dieser Hinsicht einen beträchtlichen Abstand zu Gemüte. Die Bildung des Herzens wie

des Geistes bei Gast vermochten Nießsches allerdings hochbe-
messenen Ansprüchen nicht zu genügen. Aber der gute Wille, an
dem Gast nie zweifeln ließ, und die daraus hervorgehende treue
Anhänglichkeit knüpften, von der Nützlichkeit der unentbehrlichen
Dienste ganz abgesehen, zwischen beiden ein unlösliches Band.

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom
27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt
worden*

Gasts Befehring
zum Zarathustra

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom
27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt
worden*

Gasts Vorrede
zu Zarathustra

Dieses Urteil ist bei aller seiner Überschwenglichkeit ausnehmend sinnvoll. Es erläutert, wie Gast dazu kam, später zur zweiten Ausgabe jene Vorrede zu schreiben, die vielleicht wert ist, mit Zarathustra weiterzuleben. Dort spricht er von der Bibel des neuen, durch Nietzsche herausgeführten Weltalters, und meint, sie werde, um praktischen Gebrauchszwecken zu genügen, dann wohl auch nach Kapiteln und Versen numeriert werden müssen, wie bei der theologischen Einteilung der kirchliche Kanon.

Auch Nietzsches Auffassung von Gasts Jüngerverhältnis zu ihm liegt schon jetzt ohne die noch zu erwartenden näheren Zeugnisse in seinen Grundzügen klar vor. Sie zerfällt in zwei nur lose zusammenhängende Hälften; er ist, bei der Erwiderung der ihm von Gast entgegengebrachten Empfindungen, diesem die Überschwenglichkeit keineswegs schuldig geblieben. Nur bezog sich sein hohes, grenzenloses Vertrauen auf Gasts musikalische Schöpferkraft. Als philosophischen Mitarbeiter hat er ihn immer mehr nur auf der Stufe eines Handlangers gelassen, dem er einfach Manuskripte zur Kopiaturnr übersandte und dabei wohl auch gelegentliche formale Vorschläge in den Text hinübernahm. Für das, was er an Verständnis und innerem Mitgehen von einem Jünger beanspruchte, ließ Gast, für Nietzsches Gefühl, nur allzu-

viel zu wünschen übrig — wahrscheinlich auch wieder mit Unrecht, weil Nießsches Geduld nicht vorhielt und es ihm an der zur Aufzucht von Adepten unerläßlichen praktischen Überlegenheit gebrach. Seine unauslöschliche Dankbarkeit für Gast ergoß er in die Hoffnungen, daß Gast zum deutschen Bizet werden möge, zum Schöpfer der neuen Spieloper, zum südlichen Sieger über den Wagnerschen Stilverfall. „Ich würde Rossini nicht zu missen wissen, noch weniger meinen Süden in der Musik, die Musik meines Venediger Maestro Pietro Gasti.“ Nießsche hat redlich das Seine getan, diese Hoffnungen zu erfüllen; nicht nur hat er Gast durch die schweren Jahre, während deren er verkannt war, durch seine Empfänglichkeit und seinen unbedingten Beifall oben gehalten; er hat sich auch persönlich nach Kräften dafür eingesetzt und sich teils selber, teils durch dritte bei möglichst vielen und möglichst einflußreichen deutschen Orchesterdirigenten verwendet, um eine Aufführung der Oper „Der Löwe von Venedig“ zustande zu bringen. Er hat weder den Druck noch die Uraufführung mit wachen Sinnen erlebt; sein Freund Dr. Karl Fuchs hat in dieser Hinsicht Nießsches Erbe angetreten, indem er die Annahme des Werks am Stadttheater in Danzig bewirkte und in einer selbständigen Broschüre ein „Thematikon“ d. h. einen motivischen Leitfaden zu Gasts Werk herausgab. Overbeck seinerseits hat Nießsches freundiges Vertrauen auf Gast als Musiker fortgesetzt, studierte den Klavierauszug von Anfang bis zu Ende, sprach von Lichtalbenmusik und ließ sich durch keinen Einwand davon abbringen, dieser Oper die von Nießsche präkonisierte Zukunft doch noch zu wünschen. Zu Gasts Opus 3, dem prächtigen, Scheidemantel gewidmeten Baritonstück „Eethe“ (von C. F. Meyer) fand er so schöne Dankesworte, daß Gast sie über alles andere ihm sonst gespendete Lob stellte. Da Nießsches leidenschaftliche Empfehlung von Gasts Kunst, die bei Nießsches beispielloser Berühmtheit in den neunziger Jahren doch gewiß die beste Reklame hätte bilden müssen, doch keine allgemeine Aufmerksamkeit zu wecken vermocht hat, so wird die Frage erlaubt sein, unter was für einer Suggestion Nießsche zu seinem unerschütterlichen Glauben an Gasts höchste Künstlerschaft gelangt ist. Gehen wir fehl, wenn wir meinen, sein eigener Ehrgeiz sei im Spiele gewesen? Er hatte einst Richard Wagner auf den Schild erhoben und dann in Acht und Bann getan; hatte er der Welt nicht ein Ideal geraubt, wenn er nicht imstande

Gast als
fünftiger deutscher
Bizet

Gast Nießsches
Ersatz für
Wagner

war, auch hier, wie in allen Dingen, die er sonst zerstört hatte, vollgültigen Ersatz zu schaffen? Sein Machtbedürfnis umgarnte sein musikalisches Urteilsvermögen. Es ist eine Begleitersehung seines Fanatikerstadiums, und gewiß nicht die unerfreulichste, daß ein braver deutscher Musiker, der darob nicht wußte, wie ihm geschah, nun einfach so als zweiter Mozart ausgerufen wurde.

Überbeck über Niehsches Freundschaften

Burckhardt zu
Überbeck über
Niehsche



akob Burckhardts und Niehsches Verhältnis ist, so weit es auch ihr nunmehr bekannt gewordener Briefwechsel darstellt, ein einseitiges gewesen. Bei Niehsche haben dabei in Hinsicht auf die ihm von seinem Korrespondenten entgegengebrachten Empfindungen irrige Annahmen bestanden. In Wahrheit hat Burckhardt schon jahrelang Niehsches Schriftstellerei mit Empfindungen verfolgt, die jedenfalls schließlich von der des Grauens nicht weit entfernt gewesen sind, und von den Exemplaren der Schriften Niehsches aus der Zeit des in Rede stehenden Briefwechsels, die mit unfehlbarer Regelmäßigkeit ihn zur Mitfreude einladend bei ihm einzutreffen pflegten, schwere Leiden davongetragen. Was ich hier von Burckhardt sage, habe ich der Sache nach aus seinem Munde, in Äußerungen, die nicht aus Konfidenzen, mit denen er mich vor andern ausgezeichnet hätte, stammten, sondern im Laufe eines längeren, bis zu Burckhardts Tode fortgesetzten Verkehrs zu Gehör gekommen sind, der aus Umständen ganz außerordentlicher Art hervorgegangen war. Ein Brief Niehsches an Jakob Burckhardt machte diesen unter den Menschen, die zurzeit in wirklichem Verkehr mit Niehsche standen, zum ersten Zeugen des Ausbruchs seines Wahnsinns⁵⁵.

Es war am Nachmittag des 6. Januar 1889, einem Sonntag, als meine Frau und ich, in meinem Studierzimmer beieinandersitzend, dessen Fenster nach der Straße und dem an dieser liegenden Vorgärtchen gehen, Jakob Burckhardt zur Tür hereintreten und nach unserer Haustür sich bewegen sahen. Unter den für uns bestehenden Umständen mußte, daß Niehsche im Spiele sei, unser erster uns blitzartig überfallender Gedanke sein. Burckhardts Erscheinen an und für sich war mir ein Rätsel, da zwischen ihm und mir, ungeachtet unserer beiderseits stillbewußten Gemeinsamkeit

unserer Beziehungen zu Nietzsche, damals noch keinerlei intimerer Verkehr bestand — anders lag Nietzsche den uns im Moment allstündlich gegenwärtigen Gedanken nahe. Schon seit einem Vierteljahr füllten die schwersten Sorgen um ihn meinen Kopf, andere fast ganz daraus verdrängend, seit mir der Briefbote die zweite Turiner Gruppe der Nietzsche-Briefe zutrug, d. h. seit etwa Mitte Oktober handelte es sich dabei um Briefe, die ihrer ganzen Beschaffenheit nach in stark steigendem Maße an Geistesstörung des Schreibers denken ließen. Nun galt Burckhardts Besuch der Mitteilung des von ihm erst am Tage, da er zu mir kam, erhaltenen entsetzlichen Briefes. Sobald wir ihn gemeinschaftlich gelesen hatten und von den Seitenstücken, die ich schon in meinem Schreibtisch besaß, die beweglicheren auch ausgetauscht waren, war alles klar, wie es um Nietzsche stand. Taghell war nun, was ich schon seit einiger Zeit zu ahnen scheute.

Burckhardts Besuch
bei Overbeck am
6. Januar 1889

Eine Mitteilung, die von mir durch einen ebenso unverzüglichen Bericht erwidert wurde über die sofort unternommene Reise, welche der Abholung meines Freundes von Turin und seiner Begleitung hierher gegolten hatte! Wohl schon der erste Tag des so eingeleiteten Verkehrs öffnete Burckhardt den Mund zu den Erklärungen, aus denen mein vorstehendes Zeugnis stammt. Sie waren eindringlich und unmißverstehbar, wie Burckhardt redete, wenn er reden wollte, und haben sich mir, dem sie einen Vorhang vor einem Sachverhalt zerrissen, welchen eigene dunkle Ahnungen bis dahin fast nur mitverhängt hatten, unvergeßlich eingeprägt.

Auf ihrer großen Informationsreise, mit der sich Nietzsches Schwester im Sommer 1895 auf ihre Biographie vorbereitete und auf der sie im Spätsommer auch Basel besuchte, sah sie hier Jakob Burckhardt, um auch seinen Anteil an der von ihr geplanten Darstellung der Basler Zeit ihres Bruders zu erbitten. Der Empfang, der ihr dabei zuteil wurde, kann sich, wie ich aus Burckhardts eigener Schilderung dieser merkwürdigen Entrevue weiß, von einer Wegkomplimentierung aus dem Zimmer nur gerade soweit unterschieden haben, wie sich von selbst versteht, wenn man bedenkt, daß die Beteiligten eine Dame und Jakob Burckhardt waren. Die Version, die von Burckhardts Verhalten bei dieser Gelegenheit hier am Ort kursiert, scheint die zu sein, daß sich „Köbi“ als altersschwachen „Moribond“ gestellt habe. — Jakob Burckhardt war von der Art der Menschen in Port Royal,

Nietzsches Schwester
bei Burckhardt

Die Leute von
Port Royal

für eine gewisse Pusillanimität durchaus geneigt und darum La-
gen stark ausgesetzt, denen sie um jeden Preis sich zu entziehen
hatten, selbst um den Preis der Annahme der Miene eines ver-
ständnisunfähigen Narren. Ein interessantes Beispiel aus den
Kreisen von Port Royal finde ich in sehr authentischer Form er-
zählt in der Revue des deux mondes, Heft vom 1. September
1890. Ich will nicht sagen, daß der Port-Royalist Fontaine dieser
Erzählung, der den Narren bei einem Anlaß der bezeichneten Art
spielte, Burckhardt seine könnte. Denn Fontaine war sein Ver-
halten von seinen Meistern diktiert, und ob sich Burckhardt einer
fremden Anweisung in solchem Falle gefügt hätte, weiß ich min-
destens nicht. Aber der Einfall jener Meister, Arnoulds und
Le Maîtres, Fontaine für ihren Zweck als Narren anzustellen,
stammt denn doch jedenfalls ganz aus Jakob Burckhardts Geist
und Denkweise. Er war ein Mensch dieser problematischen Gat-
tung, an der man nicht gerade immer unbedingten Gefallen findet,
deren Bedenkllichkeiten indessen selbst stets etwas von ihrer „aus-
gesuchten (recherchée) Art an sich trägt“. Sie gefallen nicht
eben, aber etwas von der „Vornehmbarkeit“ des Sünders ist
daran immer unverkennbar. Bei alledem will ich nicht in Ab-
rede stellen, daß Burckhardt sozusagen aus derberem Holz ge-
schnitten war als die Port-Royalisten und seine Pusillanimität nie
so stark hervorgetreten wäre. Er hatte, sich im Falle der Not
als Narr gebärdend, doch mehr Humor als jene Port-Royalisten
und nahm sich nicht ganz so ernst. Er gebärdete sich in solchem
Falle freier und gewissermaßen lustiger. Denn er stammte doch
nicht aus so streng religiöser Schule wie die Port-Royalisten,
von denen man geradezu sagen kann, daß sie als Asketen logen.

Burckhardt und
Nietzsche als
Schüler Schopen-
hauers

Von einer Begegnung Nietzsches mit Burckhardt kann allein
in ihrer unbefangenen Stellung zum Christentum die Rede sein.
Sie leiteten beide als Schüler Schopenhauers aus dem griechi-
schen Pessimismus die größten Leistungen der Griechen ab (aus
einem Übermaß des Leidens), aber nur Burckhardt „mitleidend“,
während bei Nietzsche das Verständnis der Griechen auf einer
ursprünglichen Verwandtschaft seiner individuellen Anlage be-
ruht. Denn wenn, wie Burckhardt meint, die griechischen Af-
fekte daraus ihre unterscheidende Größe schöpfen, daß sie auf
dem Boden eines Egoismus erwachsen, der durch keinerlei religiös
legitimierte Moral beschränkt war, so war der brennende Ehr-
geiz, der Nietzsche beseelte, soviel ich zu sehen je vermochte, der

Kern seines Wesens. Sein Mitleid mit ihnen war gerade kein „christliches“. — Von den Eigenschaften klassischer Briefe besitzen die Nietzsche's die eine wenigstens in ganz hervorragendem Maße, daß sie ad hominem geschrieben sind. Darum erschrak ich auch so sehr, als mir sein im Wahnsinn an Jakob Burckhardt gerichteter Briefe zukam. Der Adressat war fast gleichgültig, das sprach fast noch herедter als der an sich wahnsinnige Inhalt dafür, daß Nietzsche ihn von Sinnen geschrieben hatte. Wie konnte er sich gerade diesem Manne gegenüber so gehen lassen!

Wer in Nietzsche zu Hause ist, wird nach Zeugnissen über die Höhe seiner Anschauungen über Freundschaft nicht viel fragen, seine Schriften enthalten deren die Fülle. In dem von der Schwester dem Bruder errichteten Freundschaftstempel sind die Briefwechsel mit Jak. Burckhardt, Gottfr. Keller und H. von Stein von ganz besonderem Interesse, sofern sie jedenfalls den Freundschaften gelten, bei denen der Nietzsche'sche Beitrag zur Lyrik des ganzen Verhältnisses, zum gefühlsmäßigen Aufwand zu seinem Zustandekommen der unverhältnismäßig größere ist, so sehr, daß Nietzsche fast als Opfer des Verhältnisses erscheint. Für ihn knüpfen sich jedesmal Hoffnungen und Aspirationen daran, von denen der andere Teil kaum etwas weiß. Das gilt schon von der Freundschaft mit H. von Stein, geschweige denn von den beiden anderen, bei welchen von Freundschaft fast nur wie vom lux beim lucus — a non lucendo — die Rede sein kann, wenigstens auf der einen Seite. Da ich von Nietzsche selbst noch vor seinem definitiven Wegzug aus Basel (Frühjahr 1879) eines späteren jungen Freundes, des Freiherrn von Stein Jugendschrift „Die Ideale des Materialismus“ geschenkt erhalten habe (woher ich das Büchlein noch heute in meiner Bibliothek besitze), Nietzsche's persönlicher Verkehr mit Stein hingegen erst im Herbst 1882 begonnen hat, so bin ich zwar in der Lage gewesen, die Beziehungen zwischen beiden von Anfang an zu verfolgen. Dennoch sind sie mir in der Hauptsache sehr lang verhüllt geblieben und treten auch in meinem Briefwechsel mit Nietzsche sehr selten und unvollkommen hervor. Eigentlich durchsichtig sind diese Beziehungen auch mir geworden erst durch die doppelte Behandlung, welche sie für die Öffentlichkeit durch Frau Dr. El. Förster im Jahre 1904 erfahren haben, in Friedrich Nietzsche's gesammelten Briefen und im Leben Friedrich Nietzsche's. An beiden Orten ist mir diese sogenannte Freundschaft mit Stein —

Nietzsche's
Täuschung über
seine Freundschaften

Nietzsche und
Heinrich von
Stein

so dankenswert auch mir wie jedem, der etwas davon erfahren will, diese Publikationen der Frau Dr. Förster gelten — als ein die Freunde Nietzsches bis zur tiefsten Melancholie herabstimmendes Andenken erschienen. Selbst diese sich anfangs so ungewöhnlich aussichtsreich anlassende Begegnung sollte für Nietzsche zu nichts führen, mag das nun an der Unerbittlichkeit der Todesfistel und ihres Eingreifens in Nietzsches Leben hängen oder auch an der natürlichen Inkompatibilität von Nietzsches Menschenart mit jeder andern, die ihn begegnete.

Der arme Nietzsche mochte allemal ausnehmend, viel weniger bis gar nicht mochte man ihn. Und doch werde ich, der ich so weit unter ihm stand, am allerwenigsten daran denken mögen, zu bestreiten, daß er wie nur sehr wenige Menschen für das Empfinden von Freundschaft geschaffen war. Aber eben an dieser Sensibilität wie an andern hat er nur eine üppige Quelle des Unglücks gehabt, das sich überhaupt über sein Leben ergossen hat, und das ich bei meinem schüchternen Versuche einer möglichst gedrungenen und doch nicht ganz fehlgehenden Charakteristik in meiner „Christlichkeit unserer heutigen Theologie“ im Sinne gehabt habe. Die wirklichen Freunde Nietzsches (nicht die wahren, die es gar nicht gibt, ebensowenig wie es, nach Nietzsche, eine wahre Welt neben der wirklichen überhaupt gibt), haben an ihm ein und dieselbe „Muß zu knacken“ gehabt, sind in diesem Problem verbunden gewesen und können auch in Hinsicht auf den Erfolg, der ihnen dabei zuteil geworden, sich untereinander allein beurteilen und abschätzen.

Die Musik als
Vorwand in der
Freundschaft
mit Gast

Da aus dem Gedanken, sich einem andern Menschen als sich selbst zu nähern, für Nietzsche auch bei H. von Stein nie etwas mehr als ein bloßer zu keiner Realisierung gediehener Versuch geworden ist, muß unter den persönlich (als Freunde) Nietzsche näher getretenen Menschen Peter Gast als der einzige gelten, zu welchem sich ein Verhältnis gebildet hat, das einem Schülerverhältnis wenigstens ähnlich gesehen hat. Aber auch hier hat Nietzsche selbst alle Mühe anwenden müssen zur Aufrechterhaltung dieser Ähnlichkeit, d. h. zur Unterhaltung seines eigenen Glaubens, er habe an Köselitz etwas wie einen Schüler, einen Menschen, den er so nennen könnte. In diesem Zusammenhang ist auch nur der blinde Glaube Nietzsches an den überschwenglichen Wert der Musik Peter Gasts zu verstehen. Dieser Glaube war für Nietzsche ein unentbehrliches Bedürfnis, um Peter Gast für

sich als Menschen noch zu retten. Damit nur Peter Gast für ihn nicht zur reinen (untermenschlichen) Schreibmaschine sank, mußte er etwas in Peter Gast entdecken, woran er meinen konnte, einen menschlichen Kern zu besitzen, und dieser Kern sollte nun seine Musik sein. Die Annahme lag für Nietzsche sehr nahe, nachdem er den Glauben an Wagners Musik verloren hatte. Nur daß eben nicht jeder Mann Nietzsches Gewalttätigkeit besitzt, was er an idealem Gut verloren, sich selber auch wieder zu schaffen. Er besaß sie aber. In der für ihn nötigen Rekonstruktion des ihm sonst als Mensch verrinnenden Peter Gast hatte dessen Musik dieselbe Bedeutung wie etwa in der Rekonstruktion der vor ihm in Trümmer gegangenen Welt die Lehre von der ewigen Wiederkunft oder sonst eine ideale Fabel.



Über die sehr eigentümliche Beschaffenheit des späteren, einsiedlerischen Nietzsche zur Entgegennahme von Freundschaft läßt sich aus der Biographie mehr als eine Aufklärung beschaffen. Sicher hat er periodisch seine persönlichen Verhältnisse wohl ganz verschieden angesehen und klassifiziert. In dem Brief an seine Schwester vom 20. Mai 1885 aus Venedig (S. 596 f.) entwickelt Nietzsche die Theorie, er könne bei Menschen seinen Trost nicht finden, weil es niemanden seinesgleichen gebe, er vergeude sein Leben mit hoffnungslosem, immer wieder in Enttäuschungen auslaufendem Suchen nach Freunden. Dabei wird Overbeck in einem Atem mit Rée und Malvida von Meyßenbug genannt; danach gehörte der Rückblick auf die Freundschaft mit Overbeck für ihn auch nur zu den „beschämenden Erinnerungen“, zu den „unwürdigen Anpassungsversuchen“, zu den „Schwächeanfällen“ in Augenblicken, in denen er „die Einsamkeit absolut nicht mehr ertrug“, zu den Illusionen, „auf kurze Zeit Verstecke gefunden zu haben, hinter denen er eine Zeitlang wieder sitzen könne“; bei dieser Gelegenheit werden auch Schopenhauer und Wagner als solche Verstecke ausdrücklich genannt. Das Verhältnis zu Overbeck sicher war, wenn Nietzsche es als „Versteck“ empfand, dann jedenfalls zugleich ein Asyl und Zufluchtsort; an der Realität dieser Freundschaft kann schon deshalb nicht gerüttelt werden, weil Nietzsches Wirkungen auf Overbecks Lebensgang gehabt hat, die ohne Freundschaft gar nicht zu begreifen sind. Daß Nietzsche aber tatsächlich mit den Gedanken, die er sich in dieser Richtung ge-

Die Freundschaften als „unwürdige Anpassungsversuche“ und „Schwächeanfälle“

macht hat, grundlosen Einbildungen zum Opfer gefallen ist, geht aus der Andeutung hervor (S. 609), Nietzsche sei der Meinung gewesen, Overbeck habe ihn um Rohdes Freundschaft gebracht. Um irgendwelchen ernststen Glauben zu verdienen, ist diese Aussage schon viel zu unbestimmt datiert. Soudssoviel Jahre vor dem Sommer 1885 soll Nietzsche die Meinung bei sich haben aufkommen lassen, Overbeck stelle ihm bei Rohde nach. Die Verfasserin erwähnt als „bezeichnend“, daß Rohde den Anlaß eines Briefes an Overbeck dazu benutzt habe, sein Herz über die Leipziger Begegnung mit Nietzsche auszuschütten und Overbeck den Eindruck von „unbeschreiblicher Fremdheit“ mitzuteilen, den er bei der Gelegenheit davongetragen habe. Overbeck war durch jenen Brief Rohdes selbst überrascht gewesen und hat sich gerne durch Rohdes eigene Worte in dieser Hinsicht beruhigen lassen bei der Lektüre von Rohdes Biographie (W. Crusius, Erwin Rohde, Tübingen und Leipzig 1903).

Momentgefühl
und Eremiten-
schen

Es wird wohl darauf hinauslaufen, was wir von Overbeck bereits zu hören bekamen: Nietzsche war nicht einsam, er fühlte sich einsam; nie hat es ihm an Menschen gefehlt, die der beste Wille beseelte, ihm nahe zu treten und ihm etwas zu sein. Aber der unsoziabile, auf die Einsamkeitsmarotte sich versteifende Exponent seines Naturells gab immer den Ausschlag und hintertrieb fruchtbare, dauerhafte Knüpfungen. Ästhetisch kam er über die momentane Ausdrucksform, über das aphoristische Momentgefühl nicht hinaus, und im praktischen Handeln überwand er nie die Eremitenschen, mit den menschlichen Dingen wirklich handgemein zu werden — zwei sich ergänzende Seiten seiner Gesamtphyiognomie! Schon der alte Chamfort hat es ihm sagen können, all unser Unglück komme daher, daß wir uns nicht darauf verstanden, allein zu sein. Nun hat Nietzsche, da er nun einmal ein Hegemeister der Umkehrung des Schlimmen ins Gute sein wollte, sich auch die Leiden seiner Einsamkeit vielfach zu Glück zu wenden gewußt — jedoch eben nur zum persönlichen Genuß des Dichterglücks, nicht zur fruchtbringenden, unwiderstehlichen Wirkung auf andere. Auch hat er nie eine selbst nur Wochen umfassende Zeitspanne ohne Briefwechsel zuzubringen vermocht. Es sei denn, daß er sich eine Sensation daraus machte, ein Paß Briefe auflaufen und ungelesen zu lassen (Ich fürchte, es sind zwei von Ihnen darunter! An Fuchs, 6. September 1888, Briefe I, 527.) Prüft man die Briefbände auf den Adressatenkreis gerade der letzten, fena-

tischen Zeit, so fällt es auf, daß er seine früher besten Freunde, mit denen ihn aber die eine und andere unliebsame Erfahrung gründlich und auf Jahre hinaus entzweit hatte, nun nicht etwa endgültig als Unwürdige und Abtrünnige von sich weist, daß er vielmehr die sich anbietende Versöhnungsgelegenheit mit beiden Händen ergreift und gerade gegen diese alten Freunde, die sich in seinen Augen nicht bewährt hatten, tut, als ob nichts geschehen wäre. Zweifellos ein Rückzug auf die Reservebestände, weil seine aktiven Rekrutierungsversuche nicht zu dem erhofften Ergebnis geführt haben. Wir greifen einige Beispiele heraus: Mit Deussen knüpft er nach zehnjähriger Pause wieder an, diesmal ohne jeden Anflug, wie früher an ihm herumzuschulmeister, vielmehr überwiegend sentimental und Komplimentenreich dem Freunde sein Recht lassend, nur hier und da mit einer eingestreuten Andeutung seiner überragenden Ansprüche: „Schließlich — ich will nicht für heute und morgen, sondern für Jahrtausende recht behalten.“ (Deussen S. 90.) Ebenso gab es mit Dr. Carl Fuchs auf das Ende hin wieder einen gesteigerten brieflichen Austausch; genau die Hälfte seiner sechsundzwanzig Nietzschebriefe entfallen auf die Jahre 1887/88. (Briefe I, Erste Ausgabe 378—408.) Mit Gersdorff hatte sich Nietzsche nach dem Bayreuther Festspielsommer (1876) überworfen, ihm aber dann in der Zarathustrazeit (1883 und 1885) drei herzliche Briefe geschrieben — offensichtlich ein Versuch, das was man einmal besaß, doch nicht mehr als nötig zu verlieren. Wie sehr aber Nietzsche es darauf absah, mit dem ihm einmal eigenen Menschenmaterial zu geizen, beweist die Wiederaufnahme seiner Beziehungen zum Freiherrn von Seydlitz. Dieser hatte ihm nach Empfang der „Vermischten Meinungen und Sprüche“ im April 1879 rundweg den Verkehr gekündigt; bei dem sechs Jahre später sich ergebenden Wiedersehen trug ihm Nietzsche Bruderschaft an! Seydlitz blieb ihm interessant als Vertreter des „Japonisme“ und der „ästhetischen Tartüfferie des jetzigen Europas“, besonders im Zusammenhang mit dem Studium des französischen Artistentums, das Nietzsche nach dem Zarathustra wieder besonders beschäftigte.

Rückzug auf die
alten Freundschaften

Eine erschöpfende Darstellung aller seiner verwickelten Beziehungen zu Männern, von denen er etwas hielt oder hoffte, ist für seine Biographie unerlässlich, würde aber hier zu weit führen. Ich muß mich darauf beschränken, die bestimmenden Gesichtspunkte unmißverständlich hervortreten zu lassen. Wie-

viel ist nicht schon über Nietzsche's „Freundschaften“ geschrieben worden — alles völlig wertlos, weil man übersah, daß nach den ersten fünf Basler Jahren bei Nietzsche die Voraussetzungen für die naiven und harmlosen Empfindungen, die ihn bis und mit jenen Jahren Freundschaft wirklich hatten erleben lassen, nicht mehr vorhanden waren. Overbeck's Heirat, die Enttäuschungen in Bayreuth und dann noch das Sorrentiner Klostererlebnis bildeten den festen Abschluß in Nietzsche's jugendlichen Gemütsbedürfnissen. Der spätere, für einen Einsiedler keineswegs spärliche, wenn auch meistens nur briefliche Verkehr mit Männern, spielte sich zwar in den Formen der Freundschaft oder Verehrung ab, entsprang jedoch nicht etwa der weichen Gefühlssphäre, sondern einer kühlen, auf Förderung seines Lebenswerkes abzielenden Berechnung. Alle seine seit 1876 geschlossenen, aufrecht erhaltenen oder aufs neue wieder angeknüpften menschlichen Beziehungen verteilen sich auf zwei Klassen, die beide in ihrem Inhalt durch das Werk bestimmt waren: entweder Jünger oder Kenner, entweder Adepten oder Connoisseurs. Mit einer einzigen Einschränkung und Ausnahme: „meinen Freund Overbeck ein für allemal ausgenommen“, — soll er sich einmal im Hinblick auf eine derartige Gruppierung geäußert haben. Zu diesem stand er eben wie zu einem Bruder. Das Ausbleiben von Jüngern ließ ihn dann immer mehr — der Ausdruck ist schwer zu umgehen — um die Gunst der Kenner buhlen. Man mag sich daraus eine Vorstellung bilden, was es für Nietzsche zu bedeuten hatte, als ein Kritiker von europäischem Ruf wie Georg Brandes aus freien Stücken auf ihn einging. Und das ist vielleicht das empfindlichste Opfer, das Nietzsche der „force majeure“ seiner Gesundheit zu bringen hatte, daß er nie daran denken konnte, auf der Höhe seiner Kulturbegriffe stehende bedeutende Zeitgenossen persönlich kennen zu lernen. Die Zürcher Begegnung mit Gottfried Keller ist wohl das einzige Muster eines Versuches dieser Art. Sonst zehrte er ausschließlich an dem Personalbestande der Basler und Bayreuther Zeit, denn seine zahlreichen Kurbekanntschaften haben ihm in dieser Hinsicht keinen nennenswerten Zuwachs gebracht. Wie wäre es ihm zum Beispiel zu gönnen gewesen, wenn er etwa auf einer Reise nach Paris, die geplant war, einen der großen Franzosen hätte besuchen können! Wie hätte er sich zum Beispiel mit dem allerdings schon 1880 verstorbenen Gustave Flaubert in Croisset bei

Rouen verstehen müssen — auch dieser ein frauenscheuer Eremit, ein Verächter von Geld und Geldeswert, ein Verächter der Vielen, Allzuvielen und, um einen geraden Ausweg verlegen, mitten zwischen Romantik und Wissenschaft hineingestellt. Andere Berührungen wiederum, die eine oberflächliche Erwägung ihm vielleicht anwünschen möchte, wären kaum nach seinem Herzen gewesen. Mit Ibsen vorab, der ihm ja auf einer Durchreise durch München erreichbar war, wäre er kaum auf einen grünen Zweig gekommen, da dieser auf ihn wie ein rabulistischer Theologe wirkte, dessen Stolz es zuließ, sein Freiheitsideal der Mediokrität anzupreisen und der immer gleich nach Unglücklichen suchte, um gegen sie zu eifern. Wozu nun das „Wenn“ und „Aber“ dieser zufällig herausgegriffenen Möglichkeiten? Nun, um zu betonen, daß alle jene Feuilletons über Nietzsche's „Freundschaften“, sofern sie nicht den Jugendkreis betreffen, viel besser die Überschrift führen würden: „Auf der Spur des guten Europäers“. Hätten Naturell und Gesundheit ihn mehr auf Gemeinsamkeit angewiesen, so wäre seine praktische Lebensbetätigung gewiß immer mehr auf eine Propaganda unter internationalen Mitteleuropäern hinausgelaufen, denen die neue Kultur ebenso am Herzen lag, wie ihm. Damit erledigt sich auch das barbarische Vorurteil, als hätte Nietzsche je daran gedacht, den guten Europäer durch überlegte Kreuzung rassentechnisch zu züchten. Um Gegenstand solcher Utopien zu sein, bewegte dieser Lieblingsgedanke Nietzsche viel zu unmittelbar. Nein — nur die persönliche Fühlung, der vernünftige Zusammenschluß mit zehn oder zwanzig der Besten in Zentraleuropa, und der gute Europäer stand da! Wenn eines seiner Ideale unter jenen Besten auf Gegenliebe rechnen konnte, so dieses. In einer Besprechung des vorübergehenden Zerwürfnisses zwischen Nietzsche und Spitteler, — nach Nietzsche's eigener Bezeichnung kein Sturmgewitter, sondern nur ein „Wölfchen“ — erinnert J. V. Widmann (im „Bund“, Oktober 1907) an „Die Fliege Tsetse“ — das erste der Gedichte in C. Spittelers literarischen Gleichnissen. „Es erzählt, wie Löwe und Leopard einander in enger Felschlucht begegnen und sich mit finstern Blicken maßen. Denn seit geraumer Zeit hatte, zwischen ihnen hin und herschwirrend, die Fliege Tsetse bald dem Löwen feindseliges über den Leoparden, bald diesem Unfreundliches über den Löwen ins Ohr geflüstert und Stich und Gift zurückgelassen. Nun, da die beiden gewaltigen Tiere ein-

„Auf der Spur
des guten
Europäers“

ander gegenüberstehen, schätzen sie einander richtig ab, spüren Achtung und Zuneigung füreinander und kommen zur Einsicht: „Das einzige, was auf die Dauer Heil verspricht — Wir müssen uns zuweilen schaun von Angesicht. Um Groll und Zwietracht ist's im Augenblick geschehen, Wenn Große Mann für Mann sich gegenüberstehen.“

5. Der Denker und die Gelehrten

(Der Kampf gegen den Skeptizismus)



Große Geister sind
Skeptiker

Die Einsicht in dieses Unvermögen, nur Entwerfer und nicht Baumeister zu sein, Rhetor, ja Schwächer bleiben zu müssen, statt gleich Hand anzulegen — verursachte jene spürbare Dämpfung in Nietzsches prophetischer Zuversicht, die man somit nicht als sich einschleichenden Kleinglauben, als Abfall von sich selbst auslegen darf. Der große Lebenskünstler Zarathustra ist Skeptiker aus einem Zwange seiner Natur heraus; Nietzsche bekennt (Antichrist 54, Anfang): „Man lasse sich nicht irreführen: große Geister sind Skeptiker. Zarathustra ist ein Skeptiker. Die Stärke, die Freiheit aus der Kraft und Überkraft des Geistes beweist sich durch Skepsis. Menschen der Überzeugung kommen für alles Grundsätzliche von Wert und Unwert gar nicht in Betracht. Überzeugungen sind Gefängnisse. Das sieht nicht weit genug, das sieht nicht unter sich: aber um über Wert und Unwert mitreden zu dürfen, muß man fünfhundert Überzeugungen unter sich sehn, — hinter sich sehn . . . Ein Geist, der Großes will, der auch die Mittel dazu will, ist mit Notwendigkeit Skeptiker. Die Freiheit von jeder Art Überzeugungen gehört zur Stärke, das Frei-Blicken können . . . Die große Leidenschaft, der Grund und die Macht seines Seins, noch unaufgeklärter, noch despotischer, als er selbst es ist, nimmt seinen ganzen Intellekt in Dienst; sie macht unbedenklich; sie gibt ihm Mut sogar zu unheiligen Mitteln; sie gönnt ihm unter Umständen Überzeugungen. Die Überzeugung als Mittel: vieles erreicht man nur mittels einer Überzeugung. Die große Leidenschaft braucht, verbraucht Überzeugungen, sie unterwirft sich ihnen nicht, — sie weiß sich souverän. —“ Ein solcher, vom höchsten Lebensmute beseelter Skeptizismus kann aber nach Nietzsches innerster Auffassung, nach der hintersten Konsequenz seines eigentlichen Strebens immer nur als berechtigter Ruhepunkt, als